

Die Entführung.

Roman von A. Groner.

(9. Fortsetzung.)

„Ich weiß, Poigner sagte es mir heute auch. Er war nämlich zugleich mit Potorny da. Sie sind dann miteinander fortgefahren. Und denken Sie, lieber Amberg, Sie dürfen auch heute Abend bei uns bleiben — falls Sie Gebrauch von der Erlaubnis machen wollen!“

„Während schaute sie zu ihm auf. Können Sie daran zweifeln, daß ich kommen werde?“ antwortete er. „Wird es Ihnen nicht schaden?“ fragte sie leise.

„Es würde rot. Können Sie mit das trotz allem große Glück?“ sagte er, sich über ihre Hand beugend.

Da trat Johanna in die Halle. Sie hielt einen Brief in der Hand. Herr von Amberg hatte sich ausgerichtet; er sah wieder ganz ruhig aus.

„Welche Nacht er über sich hat,“ dachte Frau Emma, „dieser liebe, vornehme Mensch!“

„So, Herr von Amberg, hier ist der Brief, den mitzunehmen Sie so lieblich sein wollen,“ sagte Johanna lächelnd und setzte dann langsam und bittlich hinzu: „Frei muß doch auch berührt werden, damit er seinen Pflichten als Wirt genügend nachkommen kann.“

„Bist Du eifersüchtig?“ fragte überrascht Frau Bräuner. Da lachte Fräulein Mileta, lachte laut und rief, während sie den Arm um die Schultern der Kranken legte und die Wangen auf ihre Haare drückte: „Aber, Tante! Was für eine Idee. Kann man denn auf Frei eifersüchtig sein?“

Ein paar Minuten später verließ der Adjunkt den Erlenhof. Er besah sich in bester Stimmung.

„Kann man denn auf Frei eifersüchtig sein?“

„Das waren die Worte, die das Gemüt des wackeren Fortmannes aufhellten. Wie frisch und herzlich Johanna bei diesen Worten gelacht hatte!“

Herrn von Amberg's Herz kloppte vor heimlicher Freude.

„Aber dann zwang er sich zum Ernst. Johanna — er nannte Fräulein Mileta bei sich schon lange so — war ja doch Braut, Landwirth's Braut, und es durfte für ihn, Amberg, wenig ausmachen, ob sie auf den Verlobten eifersüchtig war oder nicht.“

„Wenig? Nein — viel, sehr viel bedeutete das für ihn!“

Herrn von Amberg's so plötzlich von Freude erfülltes Herz pochte in sehr beschleunigtem Tempo weiter.

„Liebe Anna,“ sagte Frau Bräuner gegen Abend zu dem Stubenmädchen, „ich habe etwas Kopfschmerz. Können Sie mir doch das Haar auf und bescheiden Sie mir den Scheitel mit köstlichem Wasser. Ich möchte nicht gar so verfallen aussehen, wenn Herr von Amberg kommt.“

Frau Bräuner befand sich in ihrem Wohnzimmer. Anna rollte den Sessel, in dem ihre Herrin saß, nach dem Altonen, vor den prächtig mit Silbergeräthen geschmückten Toiletentisch, dessen herrlicher Venetianer Spiegel die Gestalt der Daborschen noch undeutlich zurückgab. Als das Mädchen aber die daneben stehende Lampe angezündet hatte, erschallt Frau Bräuner.

„Du lieber Gott! Wie sehe ich aus!“ rief sie. „Da merkt man, wie eng Leib und Seele zueinander gehören. In den paar Tagen bin ich um zehn Jahre gealtert.“

„Es ist nicht so arg, gnädige Frau,“ versuchte ihre Herrin zu trösten, aber ihre Stimme klang unsicher, und Frau Bräuner sah im Spiegel, was in annas augen zu sehen stand.

„Warum sind Sie denn so betrübt, Anna?“ fragte sie.

„An der Haltung geschweigen. Laut auffrischend, zog sie die Robeln aus Frau Bräuner's Haar.“

„Als diese sich zufällig vorbeugte, fiel die losgerathene Zöpfe nach vorn.“

Da ahnete die Kranke schwer auf und starrte lange auf ihr in diesen toten Augen so weit geordnetes Haar.

„Anna meinte laut u. auch aus Frau Emmas Augen fielen die Tränen. Aber rasch bewang sie sich und sagte mit einem zuckenden Achselzucken: „Was liegt daran? In ein paar Tagen ist der, um den ich mich so sehr kümmer, da wieder hier. Er wird nun eine ganz alte Frau haben — aber auch das macht nichts. Er ist ja so gut, so geliebt und hat mich immer mit dem Herzen geliebt. So, Anna — der Abend ist vorüber. Dort steht das köstliche Wasser.“

„Gang ich beendete das Mädchen sein Haar.“

„Warum habt Ihr mir denn das nicht gesagt?“ fragte Frau Bräuner.

„Ich hatte niemand den Mut dazu.“

„Bin ich denn so eitel? Oder hat? Ihr fürchtet mich doch sonst nicht!“ „O gnädige Frau! Sie sind so gut, wer sollte Sie fürchten! Aber es ist so traurig — und wir wollten Sie nicht noch mehr aufregen.“

„Ja, ja — ich verstehe. Ich hätte es übrigens selber bemerken können, aber ich sehe nicht oft in den Spiegel — und in den letzten Tagen habe ich überhaupt nicht daran gedacht.“

Etwa eine Stunde später traf Herr von Amberg ein. Mit ihm zugleich kam Johanna heim, die auf Zureden ihrer Tante, sie solle sich doch etwas Bewegung machen, einen Spazierritt unternommen hatte.

„Draußen war es schon finster. „Ich habe schon ein wenig Sorge um Dich gehabt, mein Kind.“ Mit diesen Worten empfing Frau Bräuner ihre Nichte.

„Warum, Tante?“ meinte Fräulein Mileta, die in ihrem knappen Reitsattel und mit dem frischen Gesicht reizend aussah.

„Ich dachte an die vielen Bagatellen, die hier überall gesehen werden.“

„Ach, die tun mir nichts!“ meinte Johanna lachend.

Es wurde nicht weiter darüber gesprochen. Johanna küßte ihre Tante küßlich und ging sich umkleiden.

„Kommen Sie, sehen Sie sich zu mir, Herr von Amberg,“ sagte Frau Emma und zeigte auf den Sessel neben ihr. „Sie sind also auch ein Verschwoerer.“

Herr von Amberg setzte sich, während er lächelnd entgegnete: „Warum Verschwoerer?“

„Weil auch Sie mir nicht gesagt haben, daß ich in diesen Tagen eine Greisin geworden bin!“

Er verstand. „Arme, liebe, gnädige Frau,“ murmelte er und nahm ihre Hand in die seinige, „sind deshalb Ihre Augen so trübe?“

„O nein.“

„Das Schlimmste ist doch jedenfalls überstanden.“

„Reinen Sie?“

Er schaute betroffen auf. „Ist das nicht auch Ihre Meinung?“ fragte er zaudernd. „Sie glauben es doch heute mittag.“

„Heute mittag — ja.“

„Und jetzt?“

„Jetzt ist meine Hoffnung nicht mehr so fest.“

„Warum nicht? Haben Sie ungenügende Nachrichten erhalten?“

„Nein, das nicht — aber ich habe nachgedacht.“

„Und das Ergebnis dieses Nachdenkens?“

„Ist ein harter Zweifel daran, daß es mein Mann war, der diese Depesche aufgegeben hat.“

„Dorf, ich um Ihre Gründe bitten?“

„Gewiß. Aber wir wollen auf Johanna warten.“

Sie richtete sich auf und starrte auf die Gegenstände, die vor ihr auf dem Tisch lagen: die Depesche, der Taler und das Taschentuch.

Heinrich's Schweigen herrschte zwischen beiden. Zum Glück dauerte es nicht lange.

„Es wurde mir zum Ausgangspunkt vieler lieber Gedanken.“

„Nun also!“ warf Johanna ein. „Deren Reihe damit endete,“ fuhr Frau Emma fort, „daß ich mir aus klarer Ueberzeugung sagte, mein Mann hätte mir diese Qualen erspart, wenn er es könnte — und er könnte es, wenn er noch lebte — oder —“

„Tante!“

„Ja, Hanna, wenn er noch lebte, oder wenn er Herr seines Handelns wäre! Nach stundenlangem Nachdenken und nachdem ich mein verfallenes Gesicht und mein weithingewordenes Haar sah, bin ich mehr denn je davon überzeugt, daß mein Mann mir diese wahnwitzige Angst nicht ersparen konnte, weil er ohnmächtig ist, zu handeln!“

Mit einem schweren Atemzug lehnte die arme Frau sich zurück und starrte trostlos ins Leere.

Johanna war laut weinend neben ihr in die Arme gesunken und drückte ihr Gesicht in den Schoß der Tante. Dieser Mißschlag war für das junge, lebensfrohe Geschöpf unerträglich.

Frau Emma strich mit traktloser Hand über den zuckenden Kopf und wendete sich mit herzzerreißendem Lächeln zu Herrn von Amberg.

„Daß ich so Eure gute Stimmung fördern muß,“ klagte sie, „aber ich kann meine Angst nicht mehr verbergen. Es muß etwas geschehen. Ihr beide werdet mit mir nachhaken, wie wir auf eine Spur kommen, die zu ihm führt. Ich und Ihr — ja, auch Sie, Amberg — wir haben ein viel größeres Interesse, die Sache aufzuklären, als die Polizei, sind doch unsere Herzen befeuert.“

„O, Tante — liebe Tante!“ schluchzte Johanna.

„Teure Frau! Was ich tun kann,“ stammelte der junge Mann und blickte bedend vor Mitleid auf die Fassungslöcher.

Sie beherrschte sich jedoch bald wieder und sprach, wenn auch zuweilen mit brechender Stimme, weiter.

„An die geheimnißvolle Ordnung einer diffizilen Angelegenheit glaube ich nicht. Karl und ich haben kein Geheimniß vor einander.“

„Wir hatten in jungen Jahren keine Heimlichkeiten und haben beide in unseren alten Tagen nicht daran gedacht, mit derlei anzufangen. Klar und rein liegt sein Leben, sein Tun und Wollen und Denken vor mir, gerade so, wie er jeden Gedanken vor mir kannte. Fünfundsiebzig Jahre leben wir nun in glücklicher, friedvoller Ehe, in der es nie den geringsten Winkeltanz oder dunkle Stellen gab. Und jetzt plötzlich soll ein Geheimniß auftauchen, das meinen Mann derart von mir trennt? Ein Geheimniß, das ihn zwingt, mich so elend zu machen? Ich weiß bestimmt, daß das nicht sein kann. Daß er fortgelockt wurde — aus irgend einem scheußlichen Grunde — das ist sicher, und es ist gewiß in feindseliger Absicht geschehen. Vielleicht steht der damalige Einbruch mit Karls Verschwinden im Zusammenhang!“

„Ah — dieser Einbruch! Reinst Du?“

„Wenn nicht ein grimmiger Haß ihn verfolgt,“ fuhr Frau Bräuner fort.

„Wer, meinst Du, könnte den Onkel so hassen?“

„Du, Hanna, kennst den Mann. Herr von Amberg kennt ihn nicht.“

„Wer soll das sein?“

„Sei.“

„Sei — den der Onkel vom Gute gejagt hat?“

„Ja.“

„Er ist ein schlechter, ein gemeiner Mensch. Daß er den Onkel hasst, das glaube ich, aber daß er auch morden könnte —“

Die Gesichter der Damen sahen ganz weiß aus.

„Was ist's mit diesem Sei?“ erkundigte sich Herr von Amberg hastig.

Da erzählte Fräulein Mileta mit fliegendem Atem eine häßliche Geschichte.

„Ein gewisser Sei war vor fünf Jahren Kutscher im Erlenhof und verliebte sich, kaum eingetreten, leidenschaftlich in das Stubenmädchen, das zu der Zeit im Hause war. Das tolle Mädchen ermunterte ihn, und nach einem halben Jahre verlobten sie sich. Sei fühlte sich auf seinem gut bezahlten Posten äußerst wohl und schmiedete schon die von der Herrschaft netti eingerichtete Kutscherwohnung für seine zukünftige Frau aus. Da bemerkte der Onkel eines Tages, daß ein der Wagenpferde Strömen über dem Leib hatte, und ein andermal, daß sein noch am Morgen gesundes Reiterpferd nachmittags lahmt. Sei sah, als ohne er nicht, wobei das Lachen und die Strömen stammten. Bald darauf aber wurde er von seinem mißthätigen, sich gebenden Herrn dabei betroffen, wie er einen alten, guten Kutscher, der sojagalen das Gnadentier genoss, mißhandelte. Mit einer heftig abgedrungen Peitsche ließ er ihn unter der in einem Anfall von blinder Wut und Grausamkeit gegen den Bauch des armen Tieres, das bald

vor Schmerz in seiner Vor herumtafte.

„Lois, der damals zugleich mit seinem Herrn den Stall betrat, sagte nachher, er habe ihn nicht wiedererkannt — so grau sei er im Gesicht gewesen und so wild hätten seine Augen geblitzt! Wie eine Rabe sei er auf Sei zugesprungen, habe ihm die Peitsche aus der Hand gerissen und dem ganz verwirrten Schurken ein paar Hiebe übergezogen. Dann wäre er ruhig, ganz ruhig gewesen, habe seine Uhr gezogen und gesagt: „Jetzt ist es ein Viertel auf zehn. Punkt zwölf Uhr gehen Sie aus meinem Hause. Bis dahin haben Sie Zeit, Ihre Sachen zusammenzupacken. Ihren Lohn und Ihr Zeugnis werde ich Ihnen schicken. So — und Sie, Lois, bleiben im Stall. Sei hat nichts mehr darin zu suchen.“ So sprach der Onkel und ging. Um zwölf Uhr schlich Sei sich fort, indem er es seiner Braut überließ, ihm sein Eigentum nach Aßpern, wo er Bekannte hatte, nachzuschicken.“

„Das Mädchen tat es und kündigte. Onkel ließ sie auf ihren Wunsch sofort gehen und war froh, auch sie los geworden zu sein, denn aus der früher recht brauchbaren Person war seit ihrer Bekanntschaft mit Sei alles Gute gewichen. Er sah war rasch in Martin und Anna gefunden, und bald dachte niemand im Erlenhof mehr an den herzlosen Aterquäler und seine Braut. Später erfuhr Frau Kern zufällig, daß das Mädchen einen Schneider in Marchegg geheiratet habe und Sei ausgewandert sei. Das haben wir mit Gemütsruhe zur Kenntnis genommen und wieder vergessen. Nun hat Tantes Nachsinnen die häßliche Gestalt dieses Sei wieder heraufbeschworen.“

„Freilich verstehe ich auch da vieles nicht,“ warf Frau Emma nervös ein, als Johanna mit ihrer Schilderung zu Ende war. „Zugegeben, daß Sei damals bei uns eingebracht hat, daß er es war, der meinen Mann zur dicken Pappel lockte — was geschah dort? Was bedeutet die Depesche — was die ganze Komödie, die er in dem Wiener Gasthause auführte?“

Niemand antwortete.

Nach einer Pause sagte der Adjunkt ernst: „Jedenfalls muß dieser neue Faden aufgenommen werden. Dieser Sei muß ein ganz rohes Individuum sein, und, von seinem Standpunkte aus, hatte er Ursache, Herrn Bräuner zu hassen. Sei ist jedenfalls ein schlechter und lebensschafflicher Mensch. Sollte er seine abtrünnige Braut sehr geliebt haben, dann wäre ein so großer Haß begreiflich. Aber warum sollte er dann fünf Jahre gewartet haben, um sich zu rächen?“

„Wieder ein langes Schweigen.“

„Freilich, das ist merkwürdig,“ gab Frau Bräuner zu. „Ich habe mich heute ganz plötzlich dieses einzigen Menschen erinnert, der von seinem Standpunkte aus Ursache haben könnte, meinen Mann zu hassen.“

„Dann wäre auch Sei es gewesen, der Herrn Bräuner fortgelockt, der sich in der Försterei die Briefbogen geholt hat?“

„Gewiß — und er stahl nichts weiter als die Papiere. Ein gewöhnlicher Dieb war es also nicht, der hätte doch etwas anderes genommen.“

„Jawohl. Aber wir haben ja eine Beschreibung jenes Menschen: ältlich, grauhaarig, mittelgroß, berbe Statur. So beschrieb, wenn ich nicht irre, auch der Kellner von der „Goldenen Birne“ den fraglichen Gast, und dieses Signalement stimmt bezüglich Herrn Bräuner. Kann es auch für diesen Sei gelten?“

„Ich entsinne mich,“ fiel Johanna ein, „daß Sei wohl der, dabei aber mager war.“

„Was sich in fünf Jahren geändert haben kann.“

„Gau war sein Haar damals auch nicht, aber auch das kann sich geändert haben.“

„So wissen wir also eigentlich nichts,“ seufzte Frau Bräuner. „Jedenfalls soll die Kern und noch einmal sagen, was sie damals über Sei und Lotte erfahren hat.“

Johanna drückte auf die Klinke. Das Stubenmädchen kam und erhielt den Auftrag, Frau Kern zu rufen.

Ein paar Minuten später kam die Köchin. Sie erinnerte sich noch genau, daß die Wädersfrau in Groß-Engersdorf ihr bald nach der plötzlichen Entlassung des Sei erzählt habe, daß es zwischen diesem, der seine Stellung finden konnte, und seiner Braut zum Bruch gekommen sei, und daß Sei, nachdem Lotte ihren Schneidermeister geheiratet, vom Auswandern gesprochen habe. Ob es dazu gekommen sei, wußte die Köchin nicht, sie konnte nur sagen, daß er nicht mehr in der Gegend sei.

„Es soll schreckliche Kuffreite zwischen Sei und Lotte gegeben haben,“ bemerkte die Köchin noch, ehe sie ging.

„Nichts wissen wir, wenigstens nicht mehr als früher,“ seufzte Fräulein Mileta. „Ich begreife aber

doch nicht, weshalb Du jetzt wieder daran zweifelst, daß der Aufgeber der Depesche —“

„Hanna, ich schwöre es — ich weiß es, daß der Mann mit dem verbundenen Finger nicht mein Mann war!“ unterbrach Frau Bräuner ihre Nichte. „Herrn von Amberg's Worte und dieser Taler hier haben mich davon überzeugt. Mein Mann, der, bevor er wegging, wieder und wieder umkehrte, um mir noch dies und jenes, was ich allenfalls brauchen konnte, zu bringen, das mit ein Buch, eine Zeitung, das Glas Wasser zurechtgedreht, damit ich mich nur ja nicht anzustrengen brauche, der mich seit fünfundsiebzig Jahren mit seiner Zärtlichkeit verwöhnte, und der seit den vier Jahren, die ich als armer Krüppel hinführe, voll beispielloser Zärtlichkeit und Sorge um mich war — dieser Mann hätte mich so entsehlenden Ausregungen nicht ausgesetzt! Und nun der Taler! Ich habe ihn meinem Mann vor vielen Jahren geschenkt, er stammt von meiner Großmutter und es knüpft sich eine Familienlegende daran. Karl hat ihn seither immer bei sich getragen: als Gedepfennig,“ wie er scherzend sagte. „Glaubt Ihr, daß er ihn jetzt weggeben würde, um eine Depesche damit zu bezahlen?“

„Er hätte vielleicht sein anderes Geld,“ meinte Johanna, setzte jedoch logisch hinzu: „Aber nein, das ist nicht möglich! Er konnte sich in Wien sehr leicht Geld verschaffen!“

„Sieht Du! Onkel hat so viele Bekannte in Wien, die ihm auf ein Wort hin eine beliebige Summe gegeben haben würden. Diesen Taler hätte er nie fortzugeben brauchen — und er hat ihn auch nicht fortgegeben! Das hat ein Fremder getan, ein Fremder, der Onkel's Ring und Uhr und Kleider trug und der Onkel's Börse besah — mit dem Taler und mit meinem Amethystring, den Onkel seit einigen Tagen bei sich trug, um ihn eines verlorenen Steines wegen zum Juwelier zu bringen. Wie aber kam jener Fremde zu meines Mannes Eigentum, es sei denn, er hätte ihn gestohlen oder beraubt?“

„Du sagtest früher, Du glaubtest nicht an einen Raubmord.“

„Ich glaube auch jetzt noch nicht daran. Man hat den Onkel nicht fortgelockt, um —“

„Um sich in den Besitz dessen zu setzen, was er zufällig bei sich hatte!“ fiel Herr von Amberg rasch ein.

Er war emporgesprungen. Beide Hände auf die Tischplatte gestemmt, sah er Har ins Leere.

„So wird es sein! So wird es sein!“ murmelte er und die Aufregung, die ihn emporgesprungen, legte sich plöglich.

„Ich glaube, gnädige Frau, unsere Gedanken begegnen sich,“ sagte er. „Ich glaube, auch Sie nehmen jetzt an, daß Ihr Gemahl entführt worden ist.“

„Entführt — ja, das glaube ich jetzt,“ entgegnete die Kranke.

„Es ist der Mittelweg zwischen einem mißlungenen Einbruch und einem vergeblichen Raubmord. Wir wollen hoffen, daß er oder die Täter diesen Mittelweg eingeschlagen haben.“

„Entführt, zum Zwecke einer Erpressung,“ sagte Fräulein Mileta langsam, als müsse sie sich erst an den Gedanken gewöhnen.

„Ja, entführt zum Zwecke einer Erpressung,“ wiederholte ihre Tante und es trat wieder ein wenig Glanz in ihre Augen. „Und wenn es so ist, dann lebt er noch! Dann kommt er wieder! Mehr als wir besitzen, wird man ja nicht fordern für seine Freiheit, für sein Leben —“

Frau Bräuner juckte zusammen.

Auf der Galerie, zu der die schön geschnitzte Treppe hinaufführte, und in die die Türen der im ersten Stod gelegenen Kammern mündeten, hatte es geknarrt.

„Wie nervös ich geworden bin,“ sagte Frau Bräuner müde lachend. „Jetzt erschreckt mich schon das harmloseste Geräusch.“

Johanna schmiegte sich zärtlich an die Tante und Herr von Amberg erhob sich, um der klaffen Frau ein Tuch über die Schultern zu legen. Niemand von den dreien hatte das bleiche Gesicht bemerkt, das sich einen Augenblick über der Brüstung der Galerie gezeigt hatte.

„Da ich morgen bis drei Uhr dienstfrei bin, werde ich nach Wien fahren,“ nahm der Adjunkt das Gespräch wieder auf. „Ich muß den Kellner in der „Goldenen Birne“ sprechen.“

„Ja — Amberg. Ich bitte Sie, reden auch Sie mit ihm.“

„Dorf ich dabei sein, Tante?“

„Ja, Kind.“

„Weißt Du, Tante, es kann sich um ein Wort, um eine Frage handeln, die nur ich stellen kann.“

„Gewiß, gewiß,“ bemerkte Herr von Amberg eifrig. „Grüßtes Fräulein tennu in Ihren Onkel viel besser als ich.“

„Ja — und Sei. Ich werde mir den Fall der „Goldenen Birne“ sehr genau beschreiben lassen.“

Frau Bräuner reichte den beiden ihre Hände, die ganz kalt waren, und dankte ihnen herzlich für die Brei-

willigkeit, mit der sie die Sache in die Hand nahmen. Und sprach dann von gleichgültigen Dingen. Sie hatte jetzt, wenigstens nach Augen hin, ihre Fassung wiedergewonnen.

Plötzlich sahen die beiden Damen verunndert auf den jungen Fortmann. Er hatte sichtlich gefestigt abgewendet, aber ganz laut gesagt: „Der Stroh hat vielleicht doch Wahres geschilbert.“

„Moran denken Sie?“ fragte Johanna.

Da strich sich Amberg über die Augen und sagte lächelnd: „Entschuldigen Sie, meine Damen, ich dachte an eine Begegnung, die ich hatte. Und ich glaube, man wird jenseits der March nachforschen müssen, falls es sich morgen nicht zweifellos herausstellen sollte, daß der Kellner Leopold doch Herrn Bräuner vor sich gehabt.“

In diesem Augenblick knarrte abermals das Holz über ihnen.

Es ging jemand auf der Galerie. Wieder juckte Frau Bräuner erschrocken zusammen. Da legte Hanna beruhigend die Hand auf ihren Arm und sagte: „Es ist Josef, Du hast ihn ja selber zum Ordnen der Bibliothek hinaufgeschickt.“

„Ja, ja, Kind. Ich weiß,“ sagte die Kranke, rief Josef, der schon die Treppe herunterkam, an und hieß ihn Martin verständigen, daß morgen früh die kleine Kalesche zu einer Fahrt nach Wien bereitstellen sei.

„Um welche Zeit wollt Ihr aufbrechen?“ wendete sie sich zu ihrer Nichte.

„Sehr früh!“ versetzte diese. „Wenn es dem gnädigen Fräulein recht ist, gegen sieben Uhr,“ sagte Herr von Amberg. „Da sind wir gegen neun Uhr am Ziel. Rechnen wir für die Unterredung zwei Stunden, so können wir gegen ein Uhr wieder hier sein. Vielleicht ist Fräulein Mileta mich auf der Fahrt bei der Försterei ab.“

„Also, Josef, Sie hören: Um sieben Uhr fahren die Herrschaften von hier weg. Lois wird kutschieren.“

Josef verbeugte sich und ging. „Ein ganz merkwürdiger Mensch,“ meinte Herr von Amberg. „Man sieht ganz deutlich, wie tief es ihm geht, daß sein Herr auf solche Weise verschunden ist.“

Als die beiden Damen und Amberg sich in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, fanden sie wieder lange keinen Schlaf; der Gedanke an die morgige Fahrt beschäftigte sie gar zu lebhaft.

Herr von Amberg, dessen Zimmer über dem des Dieners lag, drehte das Licht aus, zündete sich eine Zigarette an, setzte sich an den Tisch, spielt seinen Weisheit, öffnete sein Notizbuch und fing an zu zeichnen.

Der Wind wehte bis zu ihm herüber, was dem an frische Luft Gewöhnten angenehm war. Um die frische Luft zu genießen, hatte er ja beim Heraufkommen das Fenster geöffnet.

Jetzt war er ganz in sein Zeichnen vertieft.

Eine halbe Stunde mochte er so gezeichnet haben, als er den Kopf hob und sein Werk betrachtete.

„Ja, ich habe ihn getroffen. So sah er in der letzten Zeit aus. Ein Kind müßte ihn erkennen,“ dachte er.

Herr von Amberg hatte Bräuner aus dem Gedächtnis gezeichnet, in der Annahme, daß es vielleicht gut sei, dem Kellner Leopold von der „Goldenen Birne“ das Bild des Verschundenen vor Augen zu bringen.

Jetzt klappte er das Notizbuch zu, löschte das Licht und trat an das Fenster. Die Zigarette war, da er während seines eifrigen Zeichnens nicht auf die geachtet, erloschen. Er zündete sie nicht wieder an, denn er wollte schlafen gehen.

Schon griff er nach dem Wirbel, um das Fenster zu schließen, da hörte er unter sich ein Geräusch. Er hob den Kopf, sah eine Gestalt um die Hausdecke biegen. Der noch nicht volle Mond war zwar durch eine Reibschicht verdeckelt, aber der Nebel war heute nicht sehr dicht, das hatte der Wind weggeführt. Es war hell genug, um ein paar Meter weit sehen zu können.

Ein Mann huschte da um die Ecke — ein Mann, den irgendein langes, weites Kleidungsstück umwallte und der einen Hut auf dem Kopfe trug.

Ein unangenehmes Gefühl beschlich Amberg.

Wer war das? Der unter ihm wohnte? Oder ein gleichfalls im Hause Bediensteter, der bei Josef zu Besuch gewesen?

Amberg überlegte eine Weile, ob er einuntersteigen und nachschauen halten sollte, aber er dachte, daß die arme, kranke Frau, die vielleicht schon schlief, dadurch aufgeweckt und um die ihr so nötige Ruhe gebracht werden würde.

Er blieb also in seinem Zimmer, war jetzt aber einigermassen benervt.

(Fortsetzung folgt.)

— Nicht aus der Fassung zu bringen. Schneider: „Was Sie meinen aus Röhrlagen und das schon gleich morgen in der Früh? Haben Sie mir lieber Ihre Schuld!“